

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 103 Bydgoszcz, 6. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(18. Fortsetzung.)

Aber gerade dieses Zimmer war es, in dem — wann war es doch gewesen? Vor einem Jahr? Vor zehn Jahren? — in dem vor zwei Tagen der Schuß gefallen war, und schon ein paar Minuten später hatte die Hutschenreutter aufgeregt an der Tür geklingelt, um sich besorgt zu erkundigen, ob etwas „passiert" sei. Sie mußte Elisabeth auf der Treppe begegnet sein und sie kannte sie selbstverständlich, mußte ohne Zweifel auch Elisabeths ungewöhnliche Erregtheit wahrgenommen haben. Daß sie, das Ohr an der Wand, mitangehört hatte, was in den Minuten vor dem Schuß gesprochen worden war, erschien gleichfalls gewiß.

Dies war alles doppelt und dreifach bitter, weil Cannenburgh immer als der am meisten unprivate und verschlossene Mitarbeiter im ganzen Institut gegolten hatte. Gerade diese große persönliche Zurückhaltung hatte ihm — unabhängig natürlich von seinen recht erfolgreichen Arbeiten — die grenzenlose Achtung aller seiner Mitarbeiter eingebracht, die immer mit einer respektvollen, ja fast ängstlichen Scheu an ihn heranzutreten pflegten. Und nun — ach. er sah das faltige alte Gesicht der Hutschenreutter fettig erglänzen in dem hohen Glück ihrer Mitwisserschaft — nun war der Bann gebrochen, nun schlug auch über ihm die Welle des Klatsches, der Verleumdung und jenes kichernden Spottes zusammen, den er seit je als die niedrigste Form menschlicher Bosheit empfunden hatte. Dies gab ihm das Gefühl der Entblößung und Beschmutzung, und er übertrug unwillkürlich seine Verachtung auf diese Menschen einer fremden Stadt, die, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, ihn dennoch zum Mittelpunkt ihres undelikaten Interesses machten.

Er beschleunigte seine Schritte, um in den Schutz des Hotels zu kommen, und hierbei fiel ihm Madeleine ein, die auf Zimmer 48 saß und offenbar von allen guten Geistern verlassen worden war. Er fühlte plötzlich — und es erschien ihm sehr merkwürdig — ein warmes, ja fast zärtliches Gefühl für dieses fremdartige Mädchen in sich aufsteigen. Es wurde ihm jetzt erst bewußt, wie sehr ihr Schicksal dem seinen glich, und er mußte bedenken, daß sie als Frau erheblich mehr unter solch abscheulichen Umständen zu leiden hatte. Er selbst hatte es vermocht, eine blitzschnelle Entscheidung zu fällen und alsogleich auch durchzuführen, sie indes befand sich hier immer noch mitten in der Höhle des Löwen, und es war nicht abzusehen, welche Zusammenstöße, Auseinandersetzungen, Bedrohungen sie noch erwarteten.

Eine gewisse Neugierde wuchs in ihm, sie heute wiederzusehen. Er hatte eine wirre und nicht sehr behagliche Erinnerung an den vergangenen Abend. Nur die großen, dunklen, brennenden Augen sah er vor sich, aber schon die Farbe ihres Haares oder die Größe ihrer Gestalt vermochte er sich nicht ins Gedächtnis zurückzurufen. Im Hotel, das er eilig und nicht ohne Aufatmen betrat, erwartete ihn der Portier mit der Mitteilung, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche.

„Was für ein Herr?" fragte Cannenburgh überrascht.

Der Portier zeigte mit dem Daumen auf die geöffnete Durchgangstür zum Café. „Duffek heißt er. Er hat schon fünf Glas Brandy getrunken." Während er dies sprach, zog er den einen Mundwinkel schräg abwärts. An einem der Marmortischchen saß der Mann, den Hut in den Nacken geschoben, die Beine weit von sich gestreckt, und trommelte mit langen Fingern auf die Tischplatte.

Cannenburgh erkannte ihn sogleich. Es war jener abscheuliche Kerl, der ihn gestern abend angesprochen und fünftausend Dinare von ihm verlangt hatte.

„Er soll zum Teufel gehen", sagte Cannenburgh und wandte sich der Treppe zu.

Im gleichen Augenblick aber erblickte ihn der Wartende, sprang auf und eilte auf ihn zu.

„Herr Doktor!" rief er. „Ich muß Sie sprechen! Dringend!"

Cannenburgh blieb stehen.

„Ich", fuhr er ihn an, „habe Ihnen schon gestern gesagt, daß ich von Ihne nicht belästigt zu werden wünsche. Scheren Sie sich davon, sonst rufe ich die Polizei!"

Duffek stand vor ihm mit verkrümmtem Rücken, anscheinend unterwürfig und doch mit haßglühenden, lauernden Augen, seine Kiefer mahlten, er nahm den Hut vom Kopf, strich sich über das ölige, verklebte Haar und fand offenbar nicht die richtigen Worte, da ihn die Gegenwart des Portiers hinderte, der mit frecher Gleichgültigkeit dabeistand, auf den Zehen wippte und Duffek mit Geringschätzung musterte.

„Etwas sehr Wichtiges, Herr Doktor", sagte Duffek mit heiserer Stimme.

Der Alkoholgestank, der aus seinem Munde kam, bereitete Cannenburgh Übelkeit.

„Ich wüßte nicht, was Sie mir Wichtiges mitteilen könnten."

„Doch", flüsterte Duffek und zog ihn am Ärmel. „Kommen Sie —."

Cannenburgh riß seinen Arm los, trat aber doch ein paar Schritte ins Kaffeehaus, das menschenleer war, und schlug die Glastür hinter sich zu, um die Neugierde des Portiers abzuriegeln.

„Kommen Sie", sagte Duffek und rückte einen Stuhl zurecht. „Setzen Sie sich!"

„Nein", sagte Cannenburgh. „Was wünschen Sie?"

Duffeks Augen glitten gehetzt an Cannenburgh vorbei. „Geld —", stieß er leise hervor, „ich brauche Geld, sonst ist es aus mit mir! Sie glauben, weil Sie jetzt falsche Papiere haben, kann Ihnen nichts mehr geschehen! Aber das eine sage ich Ihnen — Golowin —", er griff nach Cannenburghs Revers und näherte ihm sein verschmitztes, unreines Gesicht.

Cannenburgh stieß ihn zurück.

„Kein Wort mehr", sagte er angeekelt „wenn Sie eine Forderung an Golowin haben, dann klagen Sie sie ein."

Er wandte sich zum Gehen.

Duffek hielt ihn fest.

„Sie!" rief er drohend. „Ich lasse Sie hops gehen!"

Cannenburgh sah ihn betroffen an. Schon gestern hatte er diese Drohung gehört, freilich ohne sich etwas Bestimmtes dabei vorstellen zu können. Mit Widerwillen ruhte sein Blick auf der jämmerlichen Gestalt dieses Menschen, dessen Gebaren das eines Ertrinkenden war, und er ahnte die schauerlichen Abgründe stumpfen Elends und verzweifelter Verkommenheit, die ein nutzloses und schmutziges Leben durchwandert hatte. Abscheu und Mitleid stiegen in ihm auf und einen Augenblick lang versuchte er, diesem trübseligen Wrack gegenüber einen menschlichen Ton anzuschlagen.

„Hören Sie", sagte er, „ich bin wirklich nicht Golowin. Ich war eben beim Polizeipräsidenten, der Golowins Fingerabdrücke mit den meinen verglichen hat. Es ist eine gewiß nicht gewöhnliche Ähnlichkeit, aber sonst nichts. Ich habe keine falschen Papiere. Ich bin hier rein zufällig in diese Verwechslungsgeschichte hineingeraten."

Duffek klappte sein feuchtes Fischmaul zu einem Grinsen auf und tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn.

„Halten Sie mich nicht für so blöd!" sagte er roh. „Das Püppchen hier oben" — er zeigte mit der Hand zur Decke empor — „ist auch wohl nur rein zufällig in Ihr Bett geraten? Wenn Sie Golowin nicht sind, was will sie dann bei Ihnen? Und woher kennen Sie Gödöllö, diesen hinkenden Teufel, mit dem Sie im „Venezia" waren? Mir können Sie doch nichts vormachen! Warum läßt Sie denn Juranitsch dauernd beobachten, wenn Sie Golowin nicht sind? Ich sage Ihnen zum letztenmal: Ich bin mit fünf Mille zufrieden, aber keinen roten Heller weniger und, was die Hauptsache ist, sofort. Sofort! Ich kann so keinen Tag länger leben!"

Duffek fuhr sich mit den Fingern zwischen Hals und Kragen, als wäre sein Atem beengt, und fuhr gehetzt fort:

„Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen! Ich weiß, ich bin ein Schuft und verdiene kein besseres Los, als auf einem Misthaufen zu krepieren, aber Sie" — er biß die Zähne aufeinander und hob die geballte Faust — „Sie sind ein tausendmal größerer Schuft! Sie stehlen nicht nur bei den Reichen, Sie stehlen alles, was Ihnen in die Hände kommt! Sie gönnen mir, der ich Sie vor dem Galgen gerettet habe, nicht einmal die Brotkrumen, die von Ihrem beladenen Tisch fallen! Leute wie Sie müßte man in Stücke reißen und zertrampeln!"

Cannenburgh hatte Menschen wie diesen Duffek immer nur vor Gericht gesehen, wenn er Gutachten als Sachverständiger abgegeben hatte. Er blickte mit reservierter Sachlichkeit in das wutverzerrte Gesicht und dann fragte er:

„Inwiefern haben Sie mich vor dem Galgen gerettet?"

Duffek zog sofort den Kopf zwischen die Schultern und duckte sich zusammen, seine Augen schweiften irre über den schmutzstarrenden Fußboden und er krampfte die schweißigen Hände ineinander.

„Ich habe Donnay nicht erschossen", flüsterte er heiser, „das wissen Sie ganz genau."

Cannenburgh fühlte eine merkwürdige Erregung in sich aufsteigen. Was, zum Teufel, sollte dieses merkwürdige Benehmen bedeuten? Duffek war wütend, aber zugleich auch voller Furcht. Warum schrie er ihm seine Anklage nicht ins Gesicht? Wovor schreckte er zurück?

„Hören Sie", sagte Cannenburgh und blickte gespannt in sein Gesicht, „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Golowin Donnay getötet hat?"

Duffek sah ihn nicht an. Sein Blick ging schräg zur Seite.

„Jemand muß es doch gewesen sein", sagte er gepreßt.

„Donnay hat sich selbst erschossen, das ist doch klar", versetzte Cannenburgh ruhig. „Das hat sich einwandfrei herausgestellt."

Duffek lachte wild auf. „Hat sich herausgestellt! Herausgestellt!" Er schlug sich wie irre die Faust vor die Stirn. „Aber ich — ich — mein Gott!" Er fiel plötzlich wieder in sich zusammen. „Geben Sie mir mein Geld", sagte er leise, „geben Sie mir mein Geld und lassen Sie mich verschwinden. Mir brennt der Boden unter den Füßen, seit Sie wieder hier sind."

„Ich denke", sagte Cannenburgh, „Sie wollen mich anzeigen?" Er sagte es ohne Spott, nur um aus Duffek das herauszuholen, was offenbar sehr wissenswert war, aber es mußte den Eindruck einer Verhöhnung hervorrufen. Duffek knirschte mit den Zähne, doch er fühlte sich schwach und elend und ohne Mut.

„Sie treiben mich zum Äußersten", rief er heulend. „Sie haben sich irgendeine teuflische Sache ausgedacht, damit man Ihnen nicht an den Kragen kann, und mich, mich wollen Sie ins Zuchthaus gehen lassen! Ich weiß es genau, sonst würden Sie es nicht wagen, so gemein zu mir zu sein."

„Haben Sie Donnay erschossen?" fragte Cannenburgh.

Duffek riß in wahnsinniger Angst die Augen auf. „Ich? Wieso ich? Wollen Sie es jetzt vielleicht so drehen, daß ich ihn erschossen habe?"

„Sie sagen doch selbst, jemand muß es gewesen sein."

„Sie waren es!" stieß Duffek zischend hervor. „Sie! Sie!"

„Woher wissen Sie das?" fragte Cannenburgh, „waren Sie dabei?"

„Nein, niemand war dabei, aber — Sie sind ja auch mit seinem Geld durchgebrannt! Wer soll es ihm denn aus der Tasche genommen haben, wenn nicht Sie? Es war ja niemand anderer bei ihm als Sie!"

Cannenburgh richtete sich auf. Er fühlte sich enttäuscht. Dieser Mensch war offenbar närrisch und dumm. Seine Verdächtigungen hatten keine andere Grundlage als Haß und eine gemeine Gesinnung. Dennoch war es klar, daß irgendeine Abmachung zwischen ihm und Golowin wohl bestanden haben mußte, und dies hätte Cannenburgh gern erfahren, denn es erschreckte ihn ein wenig, daß Golowin mit Leuten wie Duffek in Verbindung gestanden haben sollte.

„Sie müssen aber doch", sagte er, „Ihre Ansprüche begründen. Sie verlangen fünftausend Dinare. Wofür? Was haben Sie dafür geleistet?"

Duffek biß die Zähne aufeinander und schwieg.

„Nun?" sagte Cannenburgh, „Sie müssen doch irgend etwas für diese fünftausend Dinare getan haben! Ich frage Sie, was haben Sie getan? Reden Sie doch, Mensch!"

Cannenburgh vergaß in diesem Augenblick, daß Duffek Golowin vor sich zu haben vermeinte und daß diese herrische und kalte Frage ihn völlig verwirren mußte, da er sie nicht anders denn als Falle oder Herausforderung empfinden konnte. Golowin selbst wußte doch nur zu gut, was sie miteinander abgemacht hatten! Warum fragte er? Wo wollte er hinaus? Ein gemeiner Dreh mußte dahinterstecken. Duffek, in seiner quälenden Verwirrung, von einer, wie es Cannenburgh scheinen mußte, unerklärlichen unterirdischen Angst zerrissen, preßte die Lippen aufeinander und gab keine Antwort.

Cannenburgh sah, es war nichts von ihm zu erfahren.

Verkommen, verlogen, krankhaft, anscheinend erblich belastet, verschlagen, aber von geringer Intelligenz. Cannenburgh verlor sein Interesse an Duffek, der maulend und verstockt vor ihm stand, und da nun der Kellner Juraj durch die schwingende Tür trat und abwartend sich am Ausgang postierte, wandte sich Cannenburgh mit einem Achselzucken von Duffek ab.

„Die Zeche, Herr Golowin", sagte Duffek leise und deutete mit einer jämmerlichen Gebärde auf das geleerte Brandyglas. Cannenburgh ließ ihn stehen und sagte im Vorbeigehen zu Juraj: „Auf meine Rechnung."

Duffek schlich mit hängendem Kopf aus dem Café.

Als Cannenburgh sich der Treppe zuwandte, trat der Portier auf ihn zu, riß die Mütze vom Kopf und sagte untertänig: „Das gnädige Fräulein erwarten Euer Gnaden im Garten."

„Wer?" fragte Cannenburgh erstaunt.

„Das gnädige Fräulein Rado."

„Wo?" Cannenburgh wußte nichts von einem Garten.

Der Portier lief mit krummem Rücken voraus,. am Kücheneingang vorbei, unter der Treppe hindurch . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fasten — eine Operation ohne Messer.

Von Charlotte Köhn-Behrens.

„Ich fahre ins Sanatorium, um eine Fastenkur zu machen."

„Eine Fastenkur? — Was bekommen Sie denn da zu essen?"

„Gar nichts!"

„Um Himmels willen, — wie lange soll denn das dauern?"

„Das wird dort der Arzt entscheiden. Jedenfalls zehn bis vierzehn Tage!"

„Menschenskind, zwei volle Wochen wollen Sie nichts essen? Sie sind wohl vollkommen wahnsinnig . . .? Sie wissen doch genau, daß jeder, der drei Tage nichts ißt, stirbt!"

Überholte Irrtümer.

Solche Gespräche sind eine Alltäglichkeit, soweit bei Fastenkuren überhaupt das Wort Alltäglichkeit gebraucht werden kann. Aber diese landläufige Ansicht, daß ein Mensch, der drei Tage nichts genießt, innerhalb dieser Zeit elend zugrunde gehen müßte, mutet den komisch an, der diese Fastenkuren genau kennt.

Als ich nun selbst in diesem Sommer in einer bekannten deutschen Kuranstalt Gelegenheit hatte, verschiedene Patienten während einer Dauer, die sich zwischen 10 und 21 Tagen bewegte, fastend zu erleben und dabei beobachtete, daß sie in ihren Leistungen nicht nur beim Sport, sondern auch im Wandern uns Nichtfastenden weit überlegen waren, daß sie, über diese erstaunliche Leistung hinaus, auch noch aufblühten und sich oft ein ganz neuer Mensch aus ihrer Fastenhaut schälte, fing das „Wunder" an, mich stark zu interessieren. Ich habe nach dieser Zeit deshalb viele namhafte Ärzte über ihr Urteil und ihre Erfahrungen mit dem Heilfasten gefragt. Ich habe hauptsächlich bei allen Biologen, die jene wunderbaren Heilkräfte der Natur mit in ihre Methoden einbeziehen, immer wieder gehört, daß sie in schwierigen Fällen gern Fasten ihren Sorgenkindern verschreiben und sie deshalb in die großen deutschen Kuranstalten schicken, die heute sachgemäß solche Fastenkuren durchführen.

Der „Fastenvater".

Eine lange Erfahrung und das Vorrecht, diese Kuren zuerst in Deutschland eingeführt zu haben, besitzt ohne Zweifel Rudolf Just-Jungborn im Harz, der bei vielen der „Fastenvater" genannt wird. Er hat in seiner Tätigkeit weit über 6000 Fastenkuren geleitet, und ich bat ihn deshalb, mir aus der Fülle seiner Erfahrungen einiges über die Fastenkuren zu erzählen.

Rudolf Just ist, wie das bei derartigen Entdeckungen fast immer vorkommt, durch einen Zufall auf das Heilfasten gekommen. Im Anfang dieses Jahrhunderts weigerte sich ein an einer schweren Hautkrankheit leidender Patient ganz entschieden, während seines dortigen Kuraufenthaltes irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen. Kein Drängen und Zureden half. Dabei geschah das Überraschende, daß dieser Mann noch nicht erlebte Fortschritte in seiner Heilung machte.

Am zehnten Fastentag unternahm er nebenbei mit vierzehn anderen „normalen" Patienten eine achtstündige Brockenwanderung. Er war der erste, der oben anlangte, der erste, der frisch und munter wieder zurückkehrte, um sich arbeitenderweise an seinen Schreibtisch zu setzen, während sich die Esser schachmatt hinlegen mußten.

Dieser Fall gab zu denken. Das Buch des Amerikaners Dewey: „Die Fastenkuren und das Morgenfasten", das 1907 erschien, vermittelte Rudolf Just weitere wissenschaftliche Aufschlüsse. Daraufhin beschäftigte er sich eingehend mit dieser umwälzenden Frage, versuchte das Fasten am eigenen Leibe und setzte dann später, über viele Widerstände hinweg, diese Therapie bei hoffnungslos scheinenden Fällen durch, deren Krankengeschichte nach der Behandlung oft wie ein Wunder anmutete. Inzwischen ist neben vielen anderen Werken längst ein wissenschaftliches Buch erschienen, das den Titel „Hungerkuren — Wunderkuren" trägt und damit eigentlich schon vorwegnimmt, was wir über das „unglaubliche" Fasten hier sagen wollen.

Tatsächlich wird beim Fasten nichts gegessen, sondern nur in zugemessenen Mengen getrunken. Man gibt des Morgens Tees, mittags während des Vollfastens meistens eine Tasse Gemüsebrühe, abends wiederum nur deutsche Tees oder Wasser. Alkohol oder Nikotin verbietet sich von selbst. Luft- und Sonnenbäder unterstützen die krassen Ausscheidungen der Gift- und Krankheitsstoffe, die beim Fasten eintreten.

Darin nämlich liegt der große medizinische Wert des Heilfastens, dieser „Operation ohne Messer", wie Rudolf Just sagt. Im Körper des Menschen sammeln sich im Laufe seines Daseins, teilweise durch die Krankheiten, teilweise durch falsche Ernährung, eine Unmenge Giftstoffe, nicht ausgeschiedene Schlacken und verschiedene Fäulniserreger. Der Körper, dem durch unsere Art der Ernährung immer von neuem schlackende Stoffe zugeführt werden, kann sehr häufig dieser ihn „kränkenden" Stoffe nicht allein Herr werden. Bei weniger Entziehung der Nahrung tritt aber eine Art Revolution im Innern ein. — Der Körper greift während des Hungerns vor seiner Eigensubstanz seine Schlacken an und damit hilft der Organismus sich selbst. Er mobilisiert zunächst einmal diese Fäulnis-, Gift- und Krankheitsstoffe und versuchte, sie dann endgültig aus dem Körper auszuscheiden. Es ist in der Natur wunderbar eingerichtet, daß der unbändige Lebenstrieb des Menschen ihm in großen Schwierigkeiten immer wieder zu Hilfe kommt, und so vollzieht sich in diesen Fastentagen bei der Nahrungsentziehung die zwangsläufige Reinigung. Der Körper muß eine schwere, aber ganze Arbeit tun, ehe der sich wiedereinstellende natürliche Hunger das Ende der Fastenkur anzeigt.

Dieser eben beschriebene innere Vorgang wirkt sich äußerlich ungefähr folgendermaßen aus: Der freiwillig Fastende (Hungern und Fasten sind wegen der unbedingt notwendigen Freiwilligkeit sehr verschiedene Dinge!) bekommt naturgemäß in den ersten Tagen einen wütenden Hunger, da alle Gewohnheiten seines Magens über den Haufen geworfen werden. Der zweite, dritte und manchmal auch vierte Tag wird als kritisch vom Patienten, jedoch als Heilkrise vom Arzt empfunden. In dieser Zeitspanne tritt nämlich die besprochene Mobilisierung der Giftstoffe in unangenehme Erscheinung. Diese Störenfriede, die solange latent ruhten, werden nun im Körper lebendig und treiben ihr deutlich spürbares Unwesen. Der Arzt nennt das die „Rückvergiftung", das heißt — die eigentlichen Ruhestörer erzeugen dann Unpäßlichkeit, Schwindel und manchmal auch fieberhafte Erscheinungen.

Nach diesen Tagen aber sind merkwürdigerweise mit den Unannehmlichkeiten auch die quälenden Hungergefühle überwunden; der Patient fühlt sich nach dieser Krisis und seinem „Fastenkranksein" außergewöhnlich leicht und befreit und körperlich und geistig leistungsfähig.

Ein Arzt muß beobachten.

Die starken Giftausscheidungen werden dem Patienten an zwei Dingen deutlich. Er bekommt eine belegte Zunge und einen stark auftretenden Körpergeruch, so daß sich das Wort Professor Jägers bewahrheitet, der einmal gesagt hat: „Gesundheit ist Wohlgeruch, Krankheit ist Gestank." In diesen Tagen entweichen eben über den gesamten Stoffwechsel und über die Hautausdünstungen die Gift- und Krankheitsstoffe, die besonders bei chronischen Erkrankungen eine lange Qual für den Patienten waren.

Zu jedem richtigen Fasten, dessen Dauer zwischen fünf und zwanzig Tagen schwankt, gehören ungefähr zwei Vorfasten- und zwei Nachfastentage, in denen der Magen zuerst auf die entzogene und später auf die wiederaufbauende Kost vorbereitet wird. Meistens zeigen die von allein wieder rot werdende Zunge und der sich erst wieder am Schluß der Kur einstellende „natürliche" Hunger das Ende der Fastenzeit selbsttätig an. Sehr häufig aber gaben auch dem Arzt andere Erscheinungen am Patienten Veranlassung, die Fastenkur wieder abzubrechen. Deshalb wäre es falsch und gefährlich, eine derartig schwere Genesungskur allein und ohne ärztliche genaue Kontrolle und Beobachtung vorzunehmen.

Es eignen sich auch nicht alle Menschen, nicht alle Organismen und alle Krankheiten für ein Heilfasten. Die Entscheidung bleibt immer dem Arzt vorbehalten. Schädigungen haben sich bei genauer ärztlicher Beobachtung des Patienten niemals gezeigt. Große Abmagerungen können seltsamerweise durch die Gesundung der Magen- und Darmtätigkeit ebenfalls beseitigt werden. Die Fettsüchtigen verlieren zwar bei dem Heilfasten das sie beschwerende Fett (man nimmt ein bis zwei Pfund pro Tag ab) und werden jung und schlank, aber erfahrungsgemäß sieht Rudolf Just bei ihnen die geringsten Dauererfolge, weil die Fettsüchtigen meistens auch Eßsüchtige sind, die sich nach der Auskurierung

ihres Magens und Darms nachher erst recht ein „stattlich Wänstlein" zulegen. Nicht fasten dürfen beispielsweise Tuberkulose und Krebskranke und ebenso Menschentypen, die seelisch eine so strenge Kur nicht aushalten.

Fastenkuren sollen niemals aus Eitelkeit durchgeführt werden, obwohl sie dazu gerade Gelegenheit böten, denn durch sie wird oft eine überraschende Jugendlichkeit gewonnen.

Planeten — gut zu sehen!

Der Sternenhimmel im Mai.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Am höchsten Himmelspunkt, im Zenith, steht um 22 Uhr (Anfang des Monats erst um 23 Uhr, Ende bereits um 21 Uhr) das bekannteste der nördlichen Sternbilder, der Große Bär. Die Verlängerungslinie der beiden miteinander verbundenen hinteren Sterne seines Vierecks führt in viereinhalbfacher Entfernung auf den Stern Alpha im Kleinen Bären, auch Kynosura oder Alrucaba genannt. Bekannter ist er unter dem Namen Polarstern, weil er nur 1 Grad und 13,5 Minuten vom Himmelspol entfernt steht und somit diesen gedachten Punkt erkennbar heraushebt. Wie die Erde, ist auch der Himmel von den Wissenschaftlern mit einem Liniensystem umgeben worden, das die Ortsbestimmung von Sternen erleichtert, ja sogar erst ermöglicht. Vom Nordpol zum Südpol ziehen sich die Rektaszensionskreise, die den Längengraden der Erdkugel entsprechen, und analog den Breitengraden überspannt den Himmel ein Netz von Deklinationskreisen, deren größter der Himmelsäquator ist. Neben diesem System findet sich noch ein anderes in Gebrauch, das den Horizont zur Grundlage hat. Er vertritt hierbei die Stelle des Äquators, den Pol ersetzt das Zenith, der höchste Himmelspunkt.

Verlängert man die Verbindungslinie der Bogensterne des Großen Bären in ihrer Richtung, so trifft man auf den gelben Arktur im Bootes oder Bärenführer. Weiter südlich folgt die helle Spika in der Jungfrau, die fast in der Ekliptik liegt. Diese Linie gehört zu keinem der genannten Systeme, sondern ist ein größter Kreis mit 23½ Grad Neigung gegen den Himmelsäquator. Sie stellt das auf das Himmelsgewölbe projizierte Bild der Erdbahn dar, und in ihr vollführen Sonne, Mond und Planeten scheinbar ihre Bewegungen. Die Ekliptik wird in 12 Tierkreisbilder geteilt: Waage und Skorpion mit dem rötlichen Antares bezeichnen östlich von Spika, Löwe mit Regulus und Zwillinge mit Kastor und Pollux westlich jenes Sternes ihren sichtbaren Verlauf in diesem Monat. Südlich erscheinen die Bilder Rabe, Wasserschlange und (dicht über dem Horizont) Kleiner Hund. Von hier aus läuft das Band der Milchstraße (ebenfalls nur wenig über der Gesichtslinie) bis zum Ostpunkt des Himmels. In ihrem Zuge findet man Kapella im Fuhrmann, das W der Kassiopeia, daneben Deneb im Schwan, die strahlende Wega in der Leier und Atair in Adler. Am Südosthimmel ist unterhalb des Bootes das schöne kleine Bild der Krone zu sehen; darunter erstreckt sich das sternreiche Gebiet von Herkules, Schlange und Schlangenträger.

Die Planeten sind mit Ausnahme von Merkur und Uranus sämtlich sichtbar, und einige bieten sogar recht günstige Beobachtungsbedingungen. Das gilt besonders von Mars, der während der ganzen zweiten Nachthälfte in sich auffällig steigernder Leuchtkraft über dem östlichen Firmament strahlt. Zu Ende des Monats hat er fast die Helligkeit des Sirius, des hellsten aller Fixsterne, erreicht. Zwei Stunden später folgt ihm im Aufgang Jupiter; eine gute Stunde vor dem Tagesgestirn kommen dann Venus und Saturn über den Horizont. In der Nacht vom 16. zum 17. stehen beide Wandelsterne dicht beieinander, ein Bild, das durch das Hinzutreten der abnehmenden Mondsichel besonders reizvoll wird. Am Abendhimmel kann nur Neptun im kleinen Fernrohr bis zur zweiten Morgenstunde an der Grenze von Löwe und Jungfrau aufgesucht werden.

Die Sonne tritt am 22. aus dem Zeichen des Stiers in das der Zwillinge. Damit beginnt in unseren Breiten die Periode der hellen Sommernächte. Die Länge des Tages steigt von 14 Stunden 48 Minuten am 1. Mai auf 1 Stunden 20 Minuten am Monatsletzten. Die Hauptphasen des Mondes treten zu folgenden Daten ein: Vollmond am 3. um 16 Uhr 15 Minuten, Letztes Viertel am 11. um 11 Uhr 40 Minuten, Neumond am 19. um 5 Uhr 25 Minuten und Erstes Viertel am 26. um 0 Uhr 20 Minuten. Die am 3. Mai eintretende totale Mondfinsternis kann in Europa nicht beobachtet werden.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

mein	ei-	ge-	ihm	ganz	schu-
schwät-	nahm	ge-	nem	die	sie-
	ge-	nahm	hat	ster	
der	zig	zer	te	ben	ein
stoh-	ein	dieb	dieb	noch	ein
keit	wiß	raub-	schwät-	ber	stun-
len	len	zeit	to	paar	mehr
ge-	ot-	soh-	doch	den	prom-

*

Besuchskarten-Rätsel.

Oscar Uhl

Soest

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen. Es ergibt sich dann eine mit „A" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Dich umschmeicheln meine — ⌣
Gern zur Abend —;
Sie umstreicheln deine — ⌣
Voller Zärtlich —.
Sie umschwingen deine — ⌣
Mit der Worte —;
Sie umklingen dich wie — ⌣
Kommt die stille —.

Zu diesem Gedicht von Otto Promber sollen die Reime gesucht werden. Wer findet diese?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 98

Uhren-Rätsel: Mohrenkinder.

*

Silben-Rätsel:

1) Verdi, 2) Irene, 3) Eckener, 4) Lausbub, 5) Emden, 6) Karawane, 7) Oxford, 8) Eisen, 9) Chrysantheme, 10) Eichenlaub, 11) Viper, 12) Egge, 13) Roland.

= Viele Köche verderben den Brei!

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.